

**Gedenkrede des Oberbürgermeisters der Stadt Emden
zum 82. Jahrestag der Zerstörung Emdens
6. September 2026 – Johannes a Lasco Bibliothek**

Liebe Zeitzeuginnen und Zeitzeugen,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus Rat und Verwaltung,
liebe Mitwirkende unserer heutigen Gesprächsrunde,
liebe Emderrinnen und Emden,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
wir sind heute hier, um zu erinnern.

Das klingt zunächst selbstverständlich.

Denn seit vielen Jahrzehnten versammeln sich Menschen in Emden am 6. September. Wir kennen die Bilder. Wir kennen die Zahlen. Wir kennen die Geschichte.

Und trotzdem möchte ich heute mit einer Frage beginnen:

Was geschieht mit einer Erinnerung, wenn diejenigen nicht mehr da sind, die sich selbst erinnern können?

82 Jahre sind seit dem 6. September 1944 vergangen.

Die Zahl der Menschen, die diesen Tag mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, die ihn am eigenen Leib erfahren haben, wird immer kleiner.

Und irgendwann wird niemand mehr unter uns sein, der sagen kann:

Ich weiß noch, wie die Sirenen klangen.

Ich weiß noch, wie der Himmel aussah.

Ich weiß noch, wie es im Bunker roch, wie wenig Luft wir hatten.

Ich weiß noch, wie meine Mutter meine Hand hielt.

Ich weiß noch, wie wir herauskamen – und das Rathaus war nicht mehr.

Das ist eine Zäsur.

Denn Erinnerung verändert sich, wenn aus „**Ich erinnere mich**“ ein „**Wir erinnern**“ wird.

Und deshalb bin ich dankbar für Menschen, die rechtzeitig zugehört haben.

Eine von ihnen ist **Iris Hellmich**.

Sie hat Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gesammelt und damit Stimmen bewahrt, die uns etwas erzählen können, was kein Geschichtsbuch allein vermitteln kann.

Gerade jetzt ist ihr Buch „**Der schwärzeste aller Tage**“ neu aufgelegt worden. Darin kommen Menschen zu Wort, die den 6. September 1944 selbst erlebt haben.

Vielleicht verändert sich die Bedeutung eines solchen Buches gerade vor unseren Augen.

Als diese Gespräche geführt wurden, waren es Interviews mit Zeitzeugen.

Heute werden sie zunehmend zu etwas anderem: zu einem Gedächtnis, das bleibt, wenn die Menschen, die erzählen konnten, nicht mehr unter uns sind.

Und das zeigt, worauf es bei Erinnerung ankommt:

Jemand muss fragen.

Jemand muss zuhören.

Jemand muss aufschreiben.

Und irgendwann muss eine nächste Generation bereit sein, diese Geschichten zu lesen, zu hören und weiterzutragen.

Genau deshalb ist es gut, dass wir unser Gedenken in diesem Jahr ein wenig anders gestalten.

Dass heute nicht allein der Oberbürgermeister spricht.

Dass wir miteinander ins Gespräch kommen.

Und dass dabei auch eine junge Schülerin ihre Perspektive einbringt.

Denn die entscheidende Frage lautet nicht nur, **woran** wir uns erinnern.

Sie lautet zunehmend auch:

Wer wird sich morgen erinnern?

Zunächst aber tun wir heute das Wichtigste:

Wir gedenken der Opfer.

Am 6. September 1944 flogen 181 britische und kanadische Bomber Emden an. Innerhalb von nicht einmal 20 Minuten fielen Tausende Spreng-, Brand- und Phosphorbomben auf unsere Stadt. Der Angriff kostete an diesem Tag 47 Menschen das Leben. Insgesamt starben bei den Bombenangriffen auf Emden während des Zweiten Weltkrieges 409 Menschen. Mehr als 3.000 Gebäude wurden zerstört, mindestens 1.000 weitere schwer beschädigt. Rund 21.000 Menschen verloren ihre Wohnungen, ihre Häuser, ihren Besitz. Diese Zahlen haben auch unsere Gedenkreden der vergangenen Jahre immer wieder festgehalten.

Aber Zahlen können das Leid nur vermessen.

Sie können es nicht erzählen.

Hinter jeder Zahl steht ein Mensch.

Ein Name.

Eine Familie.

Ein Leben, das weitergehen sollte und nicht weiterging.

Ein Vater oder eine Mutter, die nicht zurückkamen.

Ein Kind, das Angst hatte.

Ein Mensch, der sein Haus verließ und wenige Stunden später vor Trümmern stand.

Und Menschen, die überlebten, aber die Bilder, Geräusche und Gerüche dieser Nacht ihr ganzes Leben nicht mehr loswurden.

Ihnen gilt heute unser Gedenken.

Den Toten.

Den Verwundeten.

Den Traumatisierten.

Den Menschen, die ihre Angehörigen verloren.

Denjenigen, die ihre Heimatstadt innerhalb weniger Minuten kaum wiedererkannten.

Wir wissen aus überlieferten Familiengeschichten, wie individuell sich hinter den großen Zahlen das Leid verbirgt: die Hochzeit, die im Bombenangriff endete; der 13-Jährige im Bunker; die Urgroßeltern, die im eigenen Keller starben. Solche Erinnerungen wurden auch im vergangenen Jahr von Emden Familien mit uns geteilt.

Und unser Gedenken endet nicht an den Grenzen Emdens.

Denn der Krieg, der am 6. September 1944 nach Emden zurückkehrte, war von Deutschland ausgegangen.

Deshalb gehören zu unserer Erinnerung auch Warschau und Wieluń, Rotterdam und Coventry, London, Leningrad und die vielen anderen Orte Europas, über die zuvor deutscher Krieg, deutsche Besatzung und deutscher Terror gekommen waren.

Und deshalb gehört zu unserer Erinnerung noch etwas anderes.

Etwas, über das wir heute Vormittag bei der Eröffnung der Ausstellung **„Site Reclaimed – Altes Land, Neu“** von Marsha Pels im Ostfriesischen Landesmuseum gesprochen haben.

Wenn wir sagen, Emden sei am 6. September 1944 zerstört worden, dann ist das richtig.

Aber es ist nicht die ganze Wahrheit.

Denn etwas von Emden war schon vorher zerstört worden.

Nicht durch Bomben.

Sondern durch Menschen.

Unsere Synagoge war bereits 1938 zerstört worden.

Jüdische Emdeninnen und Emden waren ausgegrenzt, entrechtet, beraubt, vertrieben und deportiert worden. Menschen, deren Familien über Generationen zu dieser Stadt gehört hatten, wurden aus ihrer eigenen Stadt ausgestoßen. Viele von ihnen wurden ermordet.

Auch sie fehlen Emden bis heute.

Und ich finde einen Gedanken bemerkenswert, über den wir heute Vormittag gesprochen haben:

In Emden begann das öffentliche Gedenken an die Zerstörung vom 6. September bereits in den 1950er Jahren.

Es dauerte sehr viel länger, bis die Erinnerung an die zerstörte jüdische Gemeinde einen vergleichbaren Platz in unserer Stadt fand.

Man kann es sehr zugespitzt sagen:

Wir haben früh gelernt, um unsere zerstörten Häuser zu trauern. Wir haben länger gebraucht, um um die Menschen zu trauern, die aus unserer Mitte vertrieben und ermordet worden waren.

Das eine relativiert das andere nicht.

Im Gegenteil.

Erst beides zusammen ergibt unsere Geschichte.

Wir dürfen Emden nicht ausschließlich als Opferstadt erzählen.

Und wir dürfen das Leid der Menschen, die am 6. September 1944 Opfer des Bombenkrieges wurden, ebenso wenig kleinreden.

Erwachsene Erinnerung hält beides aus.

Sie sucht nicht nach einer Vergangenheit, in der die Rollen angenehm verteilt sind.

Sie fragt nach den Menschen.

Nach den Opfern.

Nach Verantwortung.

Und nach uns selbst.

Die Ausstellung von Marsha Pels macht genau das auf eine besondere Weise sichtbar. Im Zentrum steht ihr „Reclaimed Site Bahnhofsunker-Projekt“, in dem sie die Architektur eines Kriegsbunkers und die

zerstörte Emden Synagoge miteinander in Beziehung setzt. Daraus entsteht die Frage, wie unterschiedliche Erinnerungen im öffentlichen Raum nebeneinander bestehen und miteinander in einen Dialog treten können.

Für mich gehören deshalb an diesem 6. September ganz unterschiedliche Formen des Erinnerns zusammen.

Da ist die Arbeit von **Iris Hellmich, die Stimmen bewahrt.**

Da ist die Kunst von **Marsha Pels, die Erinnerung sichtbar macht und Fragen stellt.**

Da ist das **Bunkermuseum, das mit herausragendem ehranamtlichen Engagement einen Ort bewahrt, Geschichte im wahrsten Sinne des Wortes, begreifbar macht.**

Und da sind heute **junge Menschen, die entscheiden werden, was diese Erinnerung künftig bedeutet.**

Stimmen. Kunst. Orte. Menschen.

Sie können Zeitzeugen nicht ersetzen.

Aber sie können verhindern, dass mit den Zeitzeugen auch ihre Geschichten verschwinden.

Und Erinnerung ist nicht dazu da, dass wir uns anschließend besser fühlen.

Sie verleiht uns kein Zertifikat dafür, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen.

Der Religionswissenschaftler Prof. Frederek Musall hat einen Satz formuliert, den ich heute Vormittag bereits zitiert habe:

„Erinnerung ist keine moralische Belohnung, sie ist eine Zumutung.“

Das ist ein kluger Satz.

Denn wir erinnern nicht, um uns anschließend gegenseitig zu bestätigen, dass wir heute die Guten sind.

Erinnerung darf unbequem sein.

Sie darf widersprechen.

Sie darf uns mit Dingen konfrontieren, die wir lieber nicht sehen würden.

Und sie muss uns immer wieder zwingen, die Perspektive zu wechseln.

Vielleicht ist das überhaupt eine der wichtigsten Fähigkeiten, die Erinnerung uns lehren kann:

das Leid des anderen zu sehen.

Nicht nur das eigene.

Das ist heute nicht weniger wichtig als früher.

Während wir hier in der Johannes a Lasco Bibliothek sitzen, erleben Menschen an anderen Orten dieser Welt das, was für uns Geschichte geworden ist.

Sie hören Sirenen.

Sie suchen Schutz.

Sie verlieren ihre Häuser.

Eltern haben Angst um ihre Kinder.

Menschen verlieren Angehörige.

Menschen werden vertrieben.

Menschen wissen am Abend nicht, ob das Haus, in dem sie am Morgen aufgewacht sind, am nächsten Morgen noch stehen wird.

Und manchmal denke ich: Wir Menschen besitzen eine ungeheure Fähigkeit, uns zu erinnern – und gleichzeitig eine erschreckende Fähigkeit, aus Erinnerung nichts zu lernen.

Vielleicht ist deshalb das berühmte „**Nie wieder**“ schwieriger, als es klingt.

„Nie wieder“ ist kein Satz, den man einmal sagt und damit erfüllt hat.

„Nie wieder“ ist eine Aufgabe.

Für jede Generation neu.

Und deshalb gefällt mir, dass wir unser Gedenken in diesem Jahr anders gestalten.

Dass junge Menschen heute nicht nur zuhören.

Sondern mitreden.

Denn die Erinnerung an den 6. September gehört nicht meiner Generation.

Sie gehört nicht einer Generation.

Und sie gehört erst recht nicht dem Oberbürgermeister, dem Rat, der Verwaltung, einem Museum oder einem Verein.

Sie gehört dieser Stadt.

Und wenn sie dieser Stadt auch in 20, 30 oder 50 Jahren noch etwas bedeuten soll, dann müssen junge Menschen sie sich aneignen dürfen.

Sie müssen Fragen stellen dürfen.

Vielleicht auch andere Fragen als wir.

Sie dürfen Formen des Erinnerns verändern.

Sie müssen nicht unsere Sätze wiederholen.

Denn lebendige Erinnerung bedeutet nicht, dass jede Generation dasselbe sagt.

Lebendige Erinnerung bedeutet, dass jede Generation neu fragt:

Was hat das mit mir zu tun?

Was bedeutet diese Geschichte für die Art, wie ich heute mit anderen Menschen umgehe?

Was bedeutet sie für unsere Demokratie?

Für Frieden?

Für Menschenwürde?

Für die Frage, wen wir als Teil unserer Gemeinschaft betrachten?

Und wie gehen wir mit denen um, die anders aussehen, anders glauben, anders leben oder anders denken als wir?

Diese Fragen führen unmittelbar in unsere Gegenwart.

Wir leben in einer Zeit, in der wieder sehr einfache Antworten auf sehr schwierige Fragen angeboten werden. In der Ängste politisch genutzt werden. In der wieder darüber gesprochen wird, wer angeblich zu einem Land gehört und wer nicht.

Ich möchte diesen Gedenktag nicht für Parteipolitik benutzen.

Und ich möchte schon gar keine historischen Gleichheitszeichen setzen. Deutschland 2026 ist nicht Deutschland 1933.

Aber:

Geschichte wiederholt sich nicht. Geschichte stellt Fragen.

Wie verführbar sind Gesellschaften durch einfache Antworten?

Was geschieht, wenn aus berechtigter Unzufriedenheit Verachtung für demokratische Institutionen wird?

Was geschieht, wenn Menschen wieder danach unterschieden werden, ob sie angeblich wirklich dazugehören?

Und was geschieht, wenn Sprache Grenzen verschiebt – zunächst nur ein wenig, dann immer weiter?

Darüber dürfen wir an einem 6. September nachdenken.

Gerade weil wir wissen, wohin die Zerstörung einer demokratischen und menschlichen Kultur führen kann.

Und auch deshalb ist Erinnerungsarbeit keine Beschäftigung mit gestern.

Sie ist Arbeit an unserer Gegenwart.

Wir dürfen leidenschaftlich darüber streiten, wie sich diese Stadt und dieses Land entwickeln sollen.

Wir dürfen unterschiedlicher Meinung sein.

Wir dürfen Fehler benennen.

Wir dürfen von Politik erwarten, dass sie Probleme löst.

All das gehört zur Demokratie.

Aber etwas muss vor jedem politischen Streit stehen:

die Würde des Menschen.

Sie ist nicht abhängig von Herkunft.

Nicht von Religion.

Nicht von Hautfarbe.

Nicht davon, wen jemand liebt.

Und nicht davon, ob uns jemand ähnlich ist.

Vielleicht ist das die einfachste und zugleich anspruchsvollste Lehre unserer Geschichte.

Meine Damen und Herren,

wenn unsere letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen irgendwann nicht mehr selbst erzählen können, dann werden andere Dinge zu Zeugen.

Dokumente.

Fotos.

Bücher.

Aufzeichnungen.

Kunst.

Und Orte.

Deshalb möchte ich Sie nach unserer Veranstaltung herzlich einladen, mit uns gemeinsam zum **Bunkermuseum** zu gehen.

Das Bunkermuseum öffnet heute Abend nach unserer Gedenkveranstaltung seine Türen und bleibt bis etwa **20.30 Uhr** geöffnet. Dort besteht auch die Gelegenheit, miteinander weiter ins Gespräch zu kommen.

Ein Bunker ist zunächst Beton.

Aber wenn Menschen seine Geschichte erzählen, wird daraus ein Gedächtnisort.

Deshalb bin ich den Menschen, die sich seit vielen Jahren ehrenamtlich für unser Bunkermuseum einsetzen, außerordentlich dankbar.

Denn irgendwann kann niemand mehr sagen:

„Ich war dabei.“

Dann müssen wir sagen können:

„Wir haben dafür gesorgt, dass ihr erfahren könnt, was geschehen ist.“

Das ist unsere Verantwortung gegenüber denen, die vor uns waren.

Und gegenüber denen, die nach uns kommen.

Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb ich diesen Abend trotz aller Schwere mit einem Gedanken der Zuversicht beenden möchte.

Erinnerung ist nicht das Gegenteil von Zukunft.

Erinnerung ermöglicht Zukunft.

Nicht, weil sie uns davor schützt, Fehler zu machen.

Nicht, weil Menschen, die Geschichte kennen, automatisch bessere Menschen wären.

Sondern weil Erinnerung unseren Blick weiten kann.

Sie kann aus Zahlen wieder Menschen machen.

Aus Fremden Nachbarn.

Aus Geschichte Verantwortung.

Und aus dem Satz **„Das ist lange her“** die Frage:

„Was bedeutet es für mich heute?“

Deshalb erinnern wir.

An die 47 Menschen, die am 6. September 1944 ihr Leben verloren.

An die 409 Toten der Bombenangriffe auf unsere Stadt.

An die Verwundeten und Traumatisierten.

An die Menschen, die ihre Angehörigen, ihre Häuser und ihre Heimat verloren.

An die jüdischen Emderrinnen und Emden, die verfolgt, vertrieben und ermordet wurden.

An Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter.

An politisch Verfolgte.

Und an die unzähligen Opfer des von Deutschland begonnenen Krieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Europa.

Wir erinnern sie nicht als Kulisse für unsere Gegenwart.

Wir erinnern sie um ihrer selbst willen.

Weil jedes dieser Leben einen Namen hatte.

Eine Geschichte.

Eine Würde.

Und weil kein Mensch ein zweites Mal verschwinden soll, indem wir ihn vergessen.

Das schulden wir den Toten.

Das schulden wir den Überlebenden.

Und das schulden wir denen, die nach uns kommen.

Erinnerung braucht Menschen.

Heute sind wir diese Menschen.

Und morgen müssen es andere sein.

Ich bin deshalb sehr dankbar, dass Sie heute hier sind.

Und ich bin besonders dankbar, dass junge Menschen bereit sind, diese Erinnerung nicht einfach von uns zu übernehmen, sondern sie zu ihrer eigenen zu machen.

Denn vielleicht ist genau das die Antwort auf meine Frage vom Anfang:

Was geschieht mit einer Erinnerung, wenn diejenigen nicht mehr da sind, die sich selbst erinnern können?

Dann liegt es an uns, ob aus Erinnerung nur Geschichte wird, die in Büchern steht – oder eine Haltung, die in einer Gesellschaft lebt.

Lassen Sie uns dafür sorgen, dass sie lebt.

Herzlichen Dank.